

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Filfter Jahrgang.

65.

Mittwoch, 15. August.

1838.

Die gelbe Schlange.

Naturhistorische Erzählung.

Es war vor ungefähre hundertundfünfzig Jahren, als ein Mulattenklave längs dem Uferlande des Orinoko dahinwanderte, nicht weit von Guyana und jener Stelle, wo der Fluß in den mexikanischen Meerbusen mündet. Der Sklave, welcher seit einigen Tagen in diese südliche Gegend gerathen war, ging mit der ängstlichen Aufmerksamkeit eines Fremden, welcher in den Ebenen, die so reich an giftigem Gewürm, mit jedem Fußtritt eine Schlange zu treffen fürchtet. Er durchspähte mit forschenden Blicken alle Bäume, alle Gebüsch, jedes Gewächs, mochte es auch kaum so viel Blätter haben, um unter denselben eine kleine Eidere verbergen zu können.

Müßig hielt er ein und warf sich der Länge nach auf den Boden hinter das dornigte Gebüsch eines indianischen Feigenbaumes. Wäre der unglückliche Sklave nicht an allen Gliedern von einem konvulsivischen Beben erfaßt gewesen, so hätte man ihn für ganz todt halten können. — Er hatte einige Schritte von sich eine von jenen schrecklichen Schlangen bemerkt, welche in jenen Gegenden bis jetzt einheimisch geblieben. Die Schlange gehörte nicht zu den kriechenden Ungeheuern, welche an dem Ufer der Flüsse oder dem Saum der Wälder schlummernd, den Blicken der Reisenden das Bild eines Baumstammes darstellen, welcher von Gewitter geschlagen und zersplittert wurde. Es boten sich in dem Anblick jener Schlangen durchaus nichts von den riesigen Verhältnissen, welche die Europäer in Erstaunen setzen, wenn man einmal vor ihren Augen das Kleid eines der Könige Ohio's ausbreitet. Wer die gelbe Schlange in ihrer unscheinbaren, kleinen Form erblickte, konnte es darnach durchaus nicht für möglich halten, daß ein so schwaches Thier Gift genug versenden könne, um eine Wachtel zu tödten; und dennoch war es eine der Schlangen, deren Biß einen Menschen tödtet, mit solcher Raschheit, daß man von der Verwundung bis zum Tode nur drei Minuten zählt. Der Sklave wußte auch wohl, wessen er sich in

dieser Hinsicht zu versehen hatte. Er verharrete mit ehersüchtvoller Scheu in der einmal genommenen Lage. Er hätte, um alle Schwäze Indiens, nicht die Bitte erhoben; — zehn Jahre seines Lebens hätte er darum gegeben, um weit weg zu sein von seinem Feinde. Dieser jedoch behauptete fortwährend seine Stelle. Spiralförmig in die Höhe gerichtet, ließ er sein Haupt, das in Drangengelb und Roth spielte, über die verschiednenen Gewächse und Stauden dahinwandeln; seine Augen, sammtartig und sanft schimmernd wie das Blau des Himmels, leuchteten in wunderbarem Glanze. Er schien mit Lust den Strom der Lüfte zu trinken und abwechselnd jede Seite seines Körpers der Sonne zum Erwärmen hinzugeben. Wer die Gefahr, welche die Nähe der gelben Schlange bringt, nicht kannte, dem mußte der Anblick dieses kleinen Thieres mit seinen lebhaften, zarten und anmuthigen Bewegungen hohes Vergnügen gewähren.

Möglichlich aber hub dasselbe an, hin und her zu springen, von einer Staude zur andern, indem es durch die Luft rasche Furchen zog und ein kleines Geräusch vernehmen ließ, welches dem Geräusch geriebenen Sammetes zu vergleichen.

Der Sklave verging fast vor Furcht. Bald könnte ein bestimmteres, deutlicheres Geräusch an seine Ohren. Es schien ihm, als wenn das Gras mit gewaltigen Schlägen niedergedrückt werde; in seiner geängsteten Phantasie sah er alsbald eine ganze Familie von Schlangen, die bereit waren, sich auf ihn zu werfen; schon wählte er seine letzte Stunde nahe. Als er endlich in äußerster Verzweiflung wieder einigen Muth erlangt, wagte er es, den Kopf etwas in die Höhe zu recken. Doch machte er diese Bewegung mit viel weniger Anmuth und Leichtigkeit, als die kleine Schlange, deren Gift er schon in den Adern zu haben wähnte. Da erfüllte ihn ein unerwartetes Schauspiel mit Staunen und Freude.

Die Schlange hatte sich in einen Kampf mit einem Vogel eingelassen. Der Sklave erkannte nun mit Dank gegen den Himmel, daß es sich nicht mehr um ihn handle und schickte sich schon zur Flucht an, als er wahrte, daß die Schlange bereits fast alle ihre Kraft verloren. Die Neugierde fesselte ihn wieder; er hatte auf seiner Stelle nichts mehr zu befürchten und konnte nun ruhig das Ende des Kampfes abwarten. Dieser Kampf war äußerst erbittert, wie es immer die Kämpfe zwischen Kleinen sind.

Der Vogel bewegte unter seinem schönen, leichten Gefieder scharfe Klauen, sein langer Schnabel trug bereits tiefe Wunden.

Die gereizte Schlange rollte sich in das Gras zusammen, durchfurchte die Luft nach allen Seiten, nahm alle Kraft und List zusammen, warf sich sogar in die Fluth, um vor den Stößen des Feindes sicher zu sein; aber unter dem Grase, in der Luft, ja selbst auf der Oberfläche des Flusses fand sie überall den Feind wieder; der Kampf begann mit erneuter Wuth.

Der Vogel schien der Schlange nur in Zwischenräumen eine Art Waffenstillstand zu gestatten; er ließ sie in ihrem Schlupfwinkel und flog gleichfalls blutig und zerfleischt, mit ruhigem Flügelsschlage in ein nahes Gebüsch. Dort pikte er sich eine Portion Blätter ab, wie einige Stücken Rinde, welche er rasch hinunterschufte und darauf wieder dem Kampfplatze zusflog.

Der Sklave hielt sich immer in der Nähe; mit Erstaunen sah er die Schlange fast todt, während der Vogel noch voller Lebenskraft war, obgleich

am ganz
für ein g
es war h
recht zu

Es
beweglich
Nhemzug
Augen w
erreichte
sein Geb
schüttelte
Leichname
auf seinen
ken nach

Nid
morgen ei
liche Bew
zu; man
vanz ein D
gebenheit.

Der
Er glich e
Bretterwä
der Estrad

Balt
trat allein
seiner Sch
Sklave vor
machte sein
derselben r
lehre mit
tiges Spiel
des Geläch
tigt werden
mit einer v
nur eingese

Er n
Vorschein,
tödtlich wa

Legt
zog keine
ein dumpfer
die Schlange
es war ihm

Der
tern; nach

am ganzen Körper verwundet. Es gelüftete dem Sklaven zu wissen, was das für ein giftiger Vogel sei, welcher Schlangen tödtete und ihrem Zahne trotzte; es war bereits in seinem Kopf wirr geworden; er wußte die Dinge nicht mehr recht zu beurtheilen.

Es konnte ihm aber fast noch ein Zweifel bleiben; die Schlange lag unbeweglich auf dem Boden, der Vogel selbst schien nahe daran, seinen letzten Athemzug von sich zu geben, seine Flügel trugen ihn nur noch schleppend, seine Augen waren matt und gebrochen; er holte kurz und mühsam Athem. Doch erreichte der Vogel bald wieder, nachdem er sich von der Erschöpfung erholt, sein Gebüsch, von welchem er von Neuem Blätter als mit seltener Eier; er schüttelte die Flügel und kehrte auf das Schlachtfeld zurück, wo er auf dem Leichname seines Gegners einen Augenblick Platz nahm, dann mit dem Schnabel auf seinem zerzausten Gefieder hin und herfuhr und mit einem Laute des Entzückens nach Süden hinsog.

Nicht lange nach dem bisher Erzählten brachte an einem schönen Herbstmorgen eine überraschende Neuigkeit die ganze Stadt Caracas in ungewöhnliche Bewegung. Das Volk eilte in wildem Gebränge dem öffentlichen Platz zu; man hätte glauben können, daß für den Tag sich die Bewohner der Provinz ein Rendezvous gegeben hätten, wie für die Jahresfeier einer großen Begebenheit.

Der öffentliche Platz war von amphitheatrisch-errichteten Eizen umgeben. Er glich einem Circus für Stiergefächte. Das Volk umwogte die unabsehbaren Bretterwände, welche den Circus beschränkten. Eine Militärmusik spielte, vor der Estrade des Gouverneurs, nationale Weisen.

Bald erschien der Gouverneur; es trat allgemeine Stille ein; ein Mensch trat allein vor in die Mitte des Platzes. Vor sich her rollte er ein Faß, auf seiner Schulter trug er einen Saß. Der Träger war kein anderer, als der Sklave von den Ufern des Drenoko. Er grüßte mit Ehrfurcht die Versammlung, machte sein Faß auf und zog eine Schlange aus demselben. Man sah vorerst in derselben nur eines jener guten Geschöpfe, welche im freundschaftlichsten Verkehr mit dem Geflügel stehen, beständig auf Hühnerhöfen gastiren und ihr artiges Spiel mit Kindern treiben. Die ganze Versammlung brach in ein unendliches Gelächter aus, das durch die Trompeten des Gouverneurs kaum beschwichtigt werden konnte. — Der Sklave warf die Schmarozerschlange weit von sich mit einer verächtlichen Miene, welche so viel zu sagen schien, als: „die da ist nur eingeschwärzt; ich dachte nicht, daß sie darin wäre!“

Er machte das Faß von Neuem auf und brachte nun eine Schlange zum Vorschein, deren Gift fürchterliche Schmerzen verursachte, obgleich dasselbe nicht tödtlich war.

Jetzt fand man sich in seiner Erwartung besser befriedigt; die Versammlung zog keine Miene mehr zum Lachen, es verbreitete sich aber dennoch durch dieselbe ein dumpfes Gemurmel. Der Sklave streifte sich den rechten Arm auf und ließ die Schlange anbeißen; das Blut floss. — Das Volk hörte nun auf zu murren; es war ihm jetzt klar geworden, daß man es nicht herbeigerufen, um es zu äffen.

Der Sklave knüpfte den Saß auf, welcher angefüllt war mit Baumblättern; nachdem er von denselben eine Portion verzehret, wandte er sich wieder dem

Kasse zu; bald sah man, wie er über seinem Haupte eine Schlange hin und her schwang, bei deren Anblick die Versammlung von langer Furcht erfaßt wurde. — Diese trug den Tod mit sich, einen zwar langsamen, aber unvermeidlichen Tod. Der Sklave reizte das Thier, bot ihm den linken Arm und zeigte dem Publikum eine zweifache Wunde. Das war noch nicht Alles, noch hatte er die letzte Probe abzulegen; er gab der Versammlung ein Zeichen, wodurch er sie zur Aufmerksamkeit aufforderte. Darauf gerieth sein ganzes Wesen in die höchste Spannung; der niedrige, gemeine Sklave erhob sich zu übermenschlicher Kraft und Energie und imponirte durch das Gewicht seines Heroismus der Menschenmasse, die wie vernichtet da saß, vor dem furchtbaren Schauspiel.

Mit welcher triumphirendem Adel, mit wie hoher Würde zeigte er den Blicken des Volkes die furchtbare Schlange von den Ufern des Drenoko, die gelbe Schlange, deren Zahn so furchtbar schnell tödtet.

Er hatte das Thier unter dem Kopfe gefaßt und hielt es so fest und sicher. Als er sich für überzeugt halten konnte, daß die ganze Versammlung das Wesen der Schlange zur Genüge erkannt, entblöste er sich die Brust, verschluckte zuvor eine Hand voll Blätter, reizte dann den Wurm, welcher ihm auch oberhalb des Herzens eine Wunde versetzte.

Von allen Seiten vernahm man einen Schrei des Staunens und Entsetzens. Der Sklave erküßte die Schlange und setzte sich alsdann ruhig auf einen Stein. Sein Debüt vor dem Publikum war zu Ende.

Es trat von Neuem allgemeine Stille ein, ernst, anhaltender, feierlich. Man wartete auf den Ausgang. Es schien, als habe jeder in das eigene Herz eine Wunde erhalten, und als sei die ganze Versammlung im Begriffe, den Geist aufzugeben. Nach einer Stunde ängstlichen Harrens fragte das Volk den noch lebenden Sklaven: „durch welche geheime Magie er dem Tode Trotz geboten?“ Der Sklave wies auf seinen Saß und dessen Blätter. Als man noch näher in ihn drang, kehrte er nach dem Kasse zurück und zog aus demselben eine zweite Schlange der kleinen Race; dann nahm er aus einem andern Behälter einen Vogel, dessen Flügel gekuzt waren. Das Volk ward nun Zuschauer eines Kampfes wie der, welchem der Sklave heigewohnt und so glücklichen Aufschluß verdankte; der Vogel tödtete die Schlange und zehrte die Blätter vollends auf. Seit jener Zeit hatte Amerika eine Geißel weniger.

Der Gouverneur näherte sich dem Sklaven, gab ihm im Namen des Landes die Freiheit und sprach ihm eine Rente von fünfzigtausend Dollars (100,000 fl. C. M.) zu; dann ertheilte er dem Strauche, dessen Blätter eine so wunderbare Heilkraft gegen das Gift der gelben Schlange bewährt, den Namen „Guaco“, wie man zugleich den Vogel nannte, welcher zuerst sich der Heilblätter bediente.

In unserer Zeit sieht man noch Guacoblätter unter den Bestandtheilen jedes Mahles in jenen Gegenden und besonders auf den Tischen der Landleute, welche durch den Genuß des Guaco sich gegen das Gift der gelben Schlange präserviren; die Bewohner der Ebenen und Wälder okuliren sich sogar mehrmal in ihrem Leben jenes vegetabilische Gegengift ein, welches allein vor dem Tode sichert, der auf den Biß jener Schlange mit Blitzesschnelle folgt.

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Theater.

Vesth. (Die erste Oper im Sommertheater. — Ein Konzert in ung. Nationaltheater. — Hr. Kunst.) Am 9. d. M. machte man den ersten Versuch, in unserm Sommertheater eine Oper in die Szene zu bringen. Man wählte hierzu: „die Stumme von Portici“, in welcher Hr. Binder den Masaniello als Gast gab. Hinsichtlich der Frequenz mißglückte dieses Unternehmen, da das Haus sehr leer war, wozu aber viel die nicht gar günstige Witterung beitrug. Die Exekution der Oper war aber sehr befriedigend, in so weit nämlich die unbeschränkten Räume der Konfiskierung der Töne nicht hinderlich waren. — Ueber Hrn. Binders Masaniello haben wir neulich gesprochen — er ist auch noch unter dem blauen Himmelszeltel ein tüchtiger Sänger. Eine erfreuliche Erscheinung war Dem. Gned, die als Prinzessin zum ersten Male bewies, daß sie auch schon größere Parthien mit Erfolg durchzuführen weiß. Sie zeigte eine wohlklingende, flexible Stimme, von der sie auch bereits gehörig Gebrauch zu machen weiß. Wir hegen die besten Erwartungen für diese noch sehr junge, aber talentvolle Sängerin. Sie erhielt die ehrenvollsten Beifallsbezeugungen. — Hr. Urrein war als Prinz sehr verbienlich und erwarb sich Teilnahme. Die Ehre machten im Freien eine eigene gute Wirkung. — Am 12. August zog uns ein interessantes Konzert in das ung. Nationaltheater. Drei Nummern dieses Konzertes erregten besonders die höchste Aufmerksamkeit des Publikums. Der eilfsjährige Vinzenz Adler spielte das A-moll Konzert von Hummel und wir

müssen gestehen, daß wir noch selten oder nie von solchen zarten Händen so was Vollendetes ausgeführt hörten. Der kleine Adler spielte dieses große Musikstück mit einer Präzision, einer Rundung und einer Gewandtheit, die die höchste Bewunderung erregten und sich dadurch den einstimmigsten Applaus und das Hervorrufen des kunstsinigen Publikums erwarb. Schreiet der virtuose Knabe noch lange mit gleichem Schritte vor, so hat die Kunstwelt sicher etwas ungewöhnlich Großes zu erwarten. — Der treffliche Solospieler dieses Theaters, Herr Kaiser, spielte ein brillantes Violinkonzert von Beriot mit ausgezeichneter Meisterschaft. Sein Vortrag ist voll Eleganz und Geschmak und die Leichtigkeit der Bogenführung, die Passagen und die Doppelgriffe lassen nichts zu wünschen übrig. Lebhafter Beifall u. Hervorruf waren der Lohn seiner Leistung. — Die höchste Sensation erregte Hr. Schlesinger, erster Violoncellist dieser Bühne. Er ließ sich in einem Potpourri für das Violoncell von J. Böhm hören, eine Piece, die er mit einer wahrhaft makellosen Vollendung durchführte. Sein Spiel athmete Seele, Klarheit und unendliche Zierlichkeit. Er schritt über Schwierigkeiten so leger u. unbefangen hinweg, daß das Ohr nicht den mindesten Anstoß wahrnahm u. die Töne ein reiner köstlicher Schmaus für Herz und Sinnen wurden. Das sanfte Adagio sowohl, so wie die kapriziösen Sprünge geben die schönsten Belege von seinem von Gemüthlichkeit und Humor gleich besetzten Vortrage. Das Publikum war enthusiastisch von seinem Spiele, sollte ihm stürmischen Applaus und rief ihn zweimal hervor. — Uebrigens hörten wir noch die gut exekutierte Duver-

ture von Webers „Oberon“; dann eine Ouverture von Kirchner, zu dessen Oper: „Creta törvénye“, die in einem schönen Style geschrieben ist, und für die Oper selbst, die nächstens zur Aufführung kommen soll, viel erwarten läßt. — Dem. Sacher u. Hr. Ferenczy, vom Bucharest Theater, und Madam Déry ließen sich in einigen Gesangstücken mit Beifall hören. — Den Schluß machte ein schöner Chor aus Bellinis Straniera, recht gut ausgeführt. — In unserm deutschen Theater sind Kunst's Gastrollen noch immer an der Tagesordnung. Er gab am 9. den Bayard (vor Beginn des Stückes erfolgte ein nicht improvisirtes Nachspiel des Tags vorher gegebenen improvisirten Vorspiels, mit Beilegung der ganzen Angelegenheit); am 10. den Baron Wiburg in „Stille Wässer“ (worin er uns wieder seine treffliche Befähigung in Konversationsstücken bewies); am 12. den Evrard im „Irrrenhaus zu Dijon“ und am 13. den Percival in „Griffeldis“ (seine Benefize u. letzte Gastrolle, bei sehr vollem Hause.)

Dien. (Hr. Hopp und seine vier Husaren.) Der Komiker Herr Hopp aus Wien erheitert fortwährend alle Freunde leichter Scherze und harmloser Laune der beiden Nachbarstädte; seine anziehenden Gastrollen ziehen beinahe immer eine namhafte Quantität derselben in unsere Arena. Vorzüglich war dies der Fall bei der ersten Aufführung seiner gelungenen Posse, „das Gut Walbegg, die vier Husaren und der Kinderstrumpf.“ Der Pesther Referent hat sich bereits sehr richtig über den Werth dieser Posse ausgesprochen, und wir haben nur noch hinzuzufügen, daß sie auch hier das Publikum in hohem Grade ergötzte und erheiterte. Herr Hopp selbst gab den Froshmaul mit einem Aufwande an Drollerie und drastischer Komik, die eben so zwerchfellerschütternd waren, als er uns auch ein Bild aus dem gemeinen

Soldatenleben darstellte, das die Gränzen der Wirklichkeit nicht überschreitet. Er erwarb sich damit die ausgezeichnetste Theilnahme und ward mehrere Mal gerufen. Würdig stand ihm Hr. Seydl als Nigowiz zur Seite. Er war ungemein komisch und wußte das Possenhafte und Zerrbildliche dieses Charakters in den rechten Rahmen zu fassen. Die Couplets und das Quodlibet mit Hrn. Hopp sang er, so wie dieses auch Hr. Hopp, ungemein effektvoll. Er theilte den großen Applaus mit dem Gaste. — Uebrigens müssen wir noch der H. F. Kögel (Verwalter), Sidwath (Mittmeister), Kurt (Schloßwärter), dann der Damen Klein, Steinfels, Dopler, Zettler d. j. und Michler erwähnen, die Alle recht wirksam mitwirkten. — Das Feuerwerk am Schlusse war sehr brillant. — Bemerkens müssen wir noch, daß die zweite Vorstellung dieser Posse, die letzten Sonntag in dem Sommertheater in Pesth und in der Arena zu Ofen zu gleicher Zeit stattfand, in beiden Theatern ein Publikum von wenigstens fünf Tausend Personen hatte, so übervoll waren beide Häuser; außerdem waren das deutsche und das ungarische Theater zu Pesth auch noch sehr besucht. Welche Städte Deutschlands haben eine gleiche Theaterlust aufzuweisen!

Mignon : Zeitung.

Briefe aus Wien. (Am 7. August 1838). Huch! mich freiert! es wird bald Zeit zum Einheizen sein. Sagen Sie mir doch, besser Herr Redakteur, ist es in Ihren beiden Schwesterstädten in einer Zeit, wo man im September den Monat August vorgeschrieben findet; auch so kalt, so regnerisch so unbeständig? *) Doch es geschieht

* Das scheint heuer von Paris bis Moskau der Fall zu sein.

den Men
sie die 12
macht, ei
nern, wa
Ctwa B
immer bei
Freundlic
Bierteln
steht sie
Bräutigam
Chemann
Bier t e l
m o n d g ä
fällt mir
se drucken
da ein L
Wetter, w
Spiegels d
hoffe ich a
zu werden
nem Schät
Man verla
„es gibt
Sonne!“
Majestäten
nach Zunsb
land ange
Hoffstaate
Ganzen si
jeder Post
daher die
bution seze
treiben. M
ist nach In
während de
die Kunstrei
segen, wo
trifft; wir
davon trägt
ben, daß
zerheroen n
vielmehr in
ten, ganz
das Leben
irren Sie g
die ungeheu

den Menschen schon recht, warum haben sie die 12 Monate alle zu Männern gemacht, ein ganzes Duzend von Männern, was wollt ihr denn da erwarten? Etwa Beständigkeit, welche sich nur immer bei dem Tausendsten findet? oder Freundlichkeit? ja die wechselt mit den Vierteln des Mondes. Bei den Liebhabern steht sie im ersten Viertel, beim Bräutigam ist sie Vollmond, beim Ehemann tritt sie schon ins letzte Viertel, bis sie endlich mit dem Neumond gänzlich verschwindet. Doch da fällt mir eben bei, daß Sie meine Briefe drucken lassen, und ich schreibe Ihnen da ein Pariseri über unser schlechtes Wetter, was werden denn die Leser des Spiegels dazu sagen? Mit den Leserinnen hoffe ich als Korrespondentin schon fertig zu werden, da läßt sich die Sache bei einem Schälchen echten Mokka abmachen. Man verlangt von mir Neuigkeiten und „es gibt doch nichts Neues unter der Sonne!“ — Am 4. d. M. haben Ihre Majestäten die Reise zur Huldbigung nach Innsbruck u. zur Krönung in Mailand angetreten, von einem zahlreichen Hofstaate und Gefolge begleitet. Im Ganzen sind es 20 Wagen, die auf jeder Poststation 98 Pferde benötigen, daher die Postmeister Alles in Kontribution setzen müssen, um diese aufzutreiben. Auch der Kapellmeister Lanner ist nach Innsbruck abgereist, wird dort während der Huldbigung spielen u. dann die Kunstreise weiter nach Mailand fortsetzen, wo er mit Strauß zusammen trifft; wir wollen sehen, wer den Sieg davonträgt. Wenn Sie aber etwa glauben, daß wir, da die beiden Walzerheroen nicht in unsern Mauern, oder vielmehr in unsern Gasthausgärten weilten, ganz verlassen sind und mit ihnen das Leben aus Wien gewichen sei, so irren Sie gewaltig, denn man darf nur die ungeheure Menge der Anschlaget-

tel überlesen, so wird man sich nur einen kleinen Begriff von dem Frohsinne der Wiener machen können. Es ist ein gar lustiges Völkchen! Bald zufrieden gestellt, geht ihm nur Sonntags seinen Braten, sein Glas Wein und ein Tanzgel, dann arbeitet es die ganze Woche hindurch mit unverdrossenem Fleiße. — Die Theater leiden jetzt an Kassadürre, es ist auch nicht zu verlangen, daß man Vorstellungen besuchen soll, die kein Interesse haben. Das Burgtheater wurde mit dem Lustspiele „der Zögling“ eröffnet. Gegenwärtig gastirt da ein Hr. Hendrichs von Hannover, der bereits als Sachs und als Clavigo auftrat, wenig Beifall fand und von unsern Rezensenten ziemlich arg mitgenommen wurde. Es ist eine seltene Sache, wenn Rezensenten einig sind, meistens sind ihre Urtheile ganz verschieden und wenn der Eine berichtet: „das Haus war voll“ so schreibt der Andere: „das Haus war leer.“ Was soll man nun zu so verschiedenen Kunstansichten sagen? — Im Operntheater gastirt die Hasselt mit stets steigendem Beifalle. Nicht mit gleichem Erfolge gastirt Dem. Fürth, die zwar Talent hat, aber für unser Operntheater in der Kunst noch zu jung ist. Was mich innig freut, ist, daß man in dieser Saison Herrn Witt vollkommene Gerechtigkeit widerfahren läßt, er bleibt doch immer der erste lebende Tenor und sein Ruf konnte durch unberufene Kritiken nicht im mindesten geschmälert werden. Der treffliche Staudigl ist unpaßlich. — Das Theater in der Leopoldstadt brachte eine Novität: „Spiegel für Chescheue“, ein recht gutes Stück, zwar nicht frei von Mängeln, aber der Verfasser zeigt sehr viel Talent und verdient Aufmunterung. — In der Josephstadt fiel ein Hr. Heine als Jaro mir total durch. Ich gratulire! — Gegenwärtig birgt Wien zwei interessante

Gäste, den trefflichen Dichter Umland und den eben so berühmten Staatsredner Motet. Zum Schlusse grüßen Sie alle Bekannten von Ihrer aufrichtigen Ernestine.

Wien. Ein Böhme sah in der Jägerzeile einen der Wagen, die zum Bespritzen der Straßen gebraucht werden. Es lag nämlich ein Faß auf dem Wagen, an welchem unten eine breite Rinne befestigt ist, welche wie ein Sieb durchlöchert ist, woraus das Wasser fließt. Der Böhme, dem so was noch nie vorgekommen war, meinte, die Flüssigkeit rinne ohne Wissen des Fuhrmanns aus; er lief dem Wagen nach und schrie: „Holten, Kutscher! Holten! Foss rinnt.“

London. Nach einer Angabe des englischen Arztes Stenning in der neuesten Medical-Gazette ist das Herz des Mannes im Durchschnitt 9, das des Weibes 8 Unzen schwer. Eine andere, noch weniger bekannte Thatsache ist, daß das männliche Herz mit zunehmendem Alter schwerer, das weibliche aber leichter wird. Die Damen sollten daher das Alterwerden nicht so sehr fürchten: es ist ja eine Herzenserleichterung!

Buntes aus Paris. Vor einigen Tagen stand ein Schullehrer vor Gericht, der angeklagt war, weil er seinen Schüler zu stark die Ohren gejaust, und ihm allzu fühlbare Denktettel auf Rücken und Wangen gegeben hatte. Der Vater des mishandelten Knaben verlangte eine Entschädigung von hundert Franken, um den Arzt, der den Knaben, in Folge der erlittenen Züchtigung behandelte, und die Apothekerrechnung zu bezahlen. Der Schullehrer, welcher eingestand, er

habe sich von der Hitze hinreissen lassen, wurde zur Bezahlung dieser Summe, und einer Geldbuße, und noch außerdem zu einer Gefängnisstrafe von acht Tagen verurtheilt. — In Montmorency lebt eine Frau, die im Jahre 1736 geboren wurde, und noch ganz gesund ist. Sie hat J. J. Rousseau gekannt, und spricht sehr oft von ihm.

Madrid. In vielen Theilen von Spanien, sagt ein neuerer Reisender, sind die Dienstleute gewohnt, mit ihren Herren auf dem vertrautesten Fuße zu leben und die Kellner in den Gast- und Kaffehäusern setzen sich den Reisenden u. knüpfen ein Gespräch mit ihm an. Dienstleute essen gewöhnlich mit ihren Herren an einem und demselben Tische und führen nicht selten das große Wort dabei. Wenn ein Aufwärter in einem Gasthause dem Reisenden die Speisen bringt, nimmt er nicht selten einen Stuhl, setzt sich neben dem Fremden nieder, bittet ihn um eine Zigarre, langt sich ein Glas Wein zu und macht es sich bequem, bis er gestört wird.

Venezia. (Pesther Sommertheater) Samstag, den 18. August, zum Vortheile des Regisseurs Herrn Thomé: „Domi der amerikanische Affe, oder Negereache,“ großes melodramatisches Schauspiel in 3 Akten. — Herr Strödel, erster Mimiker u. Tänzer des k. k. Hoftheaters nächst dem Käthechthore, wird die Parthie des Affen geben und die Tänze arrangiren. Auch wird dieses effektreiche Schauspiel mit außerordentlichen Spektakeln ausgeschaltet sein, wovon wir nur der Kaskade mit natürlichem Wasser, und des brennenden und in die Luft springenden Schiffes erwähnen. Es steht daher zu erwarten, daß der verdienstvolle u. fleißige Herr Regisseur Thomé eine reiche Entschädigung seines Strebens für das Vergnügen des Publikums finden werde.

Halbjährlicher Preis 4 R., mit freier Postsendung 5 R. Auf Belinapaper mit ersten Kupferabdrücken 5 R. und postfrei 6 R. G. W. — Man pränummirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wallerthors) in C. Millers und S. Tomasas Auctionshandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Am
Fayal, ein
bestand au
betten und
Fische und
Bestimmung
erwähnte
ausgetausch
wieder mit
man gutee
Sturm, d
vorwärts
bringende

Ein
des, um
bers erst
schrecklicher
Quantität
hatte man
an substanz
Speise wu
dem erhielt
an verschl